

Severin  
Schwendener

SCHEIN  
&  
HEILIG

# Severin Schwendener

## SCHEIN & HEILIG

Kriminalroman



edition 8

Literatur aus der edition 8

Der Tote, der in einem Lagerhaus in Schlieren gefunden wird, sieht entsetzlich aus. Der Täter, der ihn erschlagen hat, muss wie ein Berserker gewütet haben. Wenig später wird in einem Gerümpelhaufen in Dietikon ein zweiter Toter entdeckt. Beide Tatopfer sind Studenten der Biologie an der ETH Zürich. Thomas K. Hilvert, Hauptmann bei der Kantonspolizei Zürich, kann sich vorerst keinen Reim auf die beiden Mordfälle machen. Als auch noch ein ETH-Professor ermordet wird, verkompliziert sich die Sachlage zusätzlich. Bei seinen Ermittlungen an der Hochschule lernt der schrullige Polizist eine Welt kennen, die ihn fasziniert. In den Labors wird dort mit Hochdruck an der Medizin der Zukunft geforscht. Viren werden manipuliert, um dereinst als Waffen gegen Tumore ins Feld geschickt zu werden. Hilvert erkennt schnell, dass er den Fall nur lösen kann, wenn er sich mit der Forschung der Opfer und den Mechanismen innerhalb der Hochschule auseinandersetzt. Im jungen Biologiestudenten Reto Hagemann findet er einen Gesprächspartner und Freund, der in ihm längst begrabene Sehnsüchte und Ideale weckt.

Mit der Zeit entdeckt Hilvert hinter der noblen Fassade der ETH ungeahnte Abgründe. Aber auch die Intrigen im Polizeikorps, wo der Rücktritt des Polizeikommandanten heimtückische Energien freisetzt, machen ihm zu schaffen. Nur gut, dass sich der Hauptmann hier auf seinen Assistenten Bruno Jaun verlassen kann, selbst wenn der grundsätzlich nicht viel von seinem arbeitsscheuen Chef hält. Schritt für Schritt kommt Hilvert der Auflösung der Fälle näher, doch je näher er ihr kommt, desto näher kommt der Täter auch Hilvert.

Severin Schwendener  
**Schein & Heilig**  
*edition 8*

**Severin Schwendener**

# **Schein & Heilig**

Kriminalroman



Die Herausgabe dieses Buches wurde durch einen Beitrag aus dem Lotteriefonds des Kantons Thurgau unterstützt.

*Besuchen Sie uns im Internet: Informationen zu unseren Büchern und AutorInnen sowie Rezensionen und Veranstaltungshinweise finden Sie unter [www.edition8.ch](http://www.edition8.ch)*

Bibliografische Informationen der Deutschen National-Bibliothek sind im Internet abrufbar unter <http://dnb.ddb.de>.

Oktober 2010, 1. Auflage, © bei edition 8. Alle Rechte, einschliesslich der Rechte der öffentlichen Lesung, vorbehalten. Lektorat: Jeannine Horni; Korrektorat: Geri Balsiger; Typografie, Umschlag: Heinz Scheidegger; Umschlagillustrationen, vorne: Skizze (ohne Titel) von Hans H. Schwendener, hinten: Aufnahme des Gehirns einer Maus, in welchem eine Infektion mit AAV zur Produktion eines Fluoreszenzproteins geführt hat; Druck und Bindung: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda.

Verlagsadresse: edition 8, Postfach 3522, CH-8021 Zürich, Telefon +41/(0)44 271 80 22, Fax +41/(0)44 273 03 02, [info@edition8.ch](mailto:info@edition8.ch)

eISBN 978-3-85990-190-2

# 1

Sie sahen aus wie Dick und Doof.

Polizei-Hauptmann Thomas K. Hilvert, fett, rotgesichtig und kurzatmig, stürmte wie ein Schlachtschiff der Eingangstür entgegen, gefolgt von seinem Assistenten Bruno Jaun, der mit seiner schlaksigen, ja fast dürren Gestalt einen merklichen Kontrast zu seinem Chef bildete.

Meine Güte, dachte Nils Reinhart, da kommt ja was Schönes auf mich zu.

Der fulminantere Teil dieses Schönen, sofern man Hauptmann Hilvert überhaupt so bezeichnen konnte, rammte mit seinem Wanst die Tür, liess sie mit Hilfe seines bestiefelten Fusses aufschwingen und stellte sich mit ausgestreckter Pranke vor Reinhart hin. Jaun rieb sich die Nase und liess seinen unsteten Blick durch den Raum irren.

»Ich bin Hilvert«, dröhnte Hilvert. »Von der Polizei, Abteilung Leichen und Gemetzel. Wie ich sehe, bin ich hier an der richtigen Adresse.«

»Reinhart«, erwiderte Reinhart kühl. »Bitte folgen Sie mir.«

Er drehte sich auf dem Absatz um und ging, die Staatsgewalt und deren skurrile Vertreter auf den Fersen, ohne ein weiteres Wort zwischen den Industrieregalen hindurch in den hinteren Teil der grossen Halle im Erdgeschoss. Direkt neben den Büroräumen am hinteren Ende führte eine Treppe in den Keller, in den die drei nun forschen Tempos hinabstiegen.

»Wann ist es passiert?«, stiess der mit Kurzatmigkeit geschlagene Hauptmann keuchend hervor.

»Woher soll ich das wissen? Zwischen gestern Vormittag und heute Morgen. Gefunden habe ich ihn um kurz nach sieben.«

»Ihn? Wissen Sie, wer es ist?«

Reinhart starrte geradeaus, versuchte die Bilder in seinem Kopf zu verdrängen. »Nein. Aber ich habe auch nicht so genau hingeschaut.«

»Dann werden wir das jetzt nachholen. Wo ist er?«

Reinhart hielt inne, sah auf die geschlossene Tür. »Dadrin. In meinem privaten Lager.«

»Im Lager?«

»Ja. Hier bewahre ich die Stücke auf, die ich nicht im Laden ausstelle. Oder die noch restauriert werden müssen. Es hat auch einige Stücke hier, die mir zu sehr am Herzen liegen, als dass ich sie verkaufen könnte.«

Hilvert sah abschätzig auf den kleinen, glatzköpfigen Reinhart. »Oder die Stücke, die Sie unter der Hand verkaufen.«

»Ich bitte Sie!« Reinhart war eingeschnappt. »Ich führe mein Geschäft seriös.«

»Darüber unterhalten wir uns nachher noch.« Hilverts Bemerkung hing wie ein Damoklesschwert im Raum, und im Wissen um diese Wirkung liess ihr der Hauptmann ein zehnekündiges Schweigen folgen.

»Dann erzählen Sie uns mal, was heute Morgen passiert ist. Was Sie gesehen haben.«

»Na schön.« Reinhart wirkte bleich, seine Hand zitterte, er musste sich an der Wand abstützen. »Ich kam hierher, um eine Pendeluhr zu holen. Vor Jahren hatte ich zwei sehr ähnliche Exemplare erstanden, und gestern habe ich eines davon verkauft. Jetzt wollte ich das zweite holen, um es auszustellen.«

»Ihnen gehört der ganze Schuppen hier? Das Geschäft mit dem alten Tand muss ja laufen wie geschmiert.«

»Antiquitäten«, stellte Reinhart spitz fest, »sind kein Tand. Und nein, mir gehört nicht der ganze Schuppen. Ich habe einfach die zwei Kellerräume hier gemietet.«

Hilvert nickte. »Sie wollten also diese Pendeluhr holen. Und dann?«

»Um kurz vor sieben war ich hier. Als ich in den Keller hinunterkam und die Tür öffnete, sah ich ihn.«

»War die Tür abgeschlossen?«

Reinhart stockte. »Nun, ehrlich gesagt nein.«

»Nein?!«

»Ja. Ich habe den Schlüssel vor etwa zwei Monaten verloren. Ich liess den Schlüsseldienst kommen, um die Tür zu öffnen, und danach liess ich sie einfach offen. Ich dachte, irgendwann würde der Schlüssel wieder auftauchen, und da ich die Leute hier alle kenne und oben sowieso immer alles abgeschlossen ist, hatte ich auch keine Bedenken. Ich konnte ja nicht wissen, dass...«, er verstummte.

»Und dann haben Sie Ihren ungebetenen Gast entdeckt. Haben Sie sich vergewissert, dass er tot ist?«

»Das war offensichtlich.«

»Na schön. Dann sehen wir uns den Herrn mal an.« Hilvert stemmte die Hände in die Hüften und bedeutete Reinhart, ihm die Tür zu seinem Kellerlager zu öffnen.

»Nach Ihnen.«

»Oh nein!« Reinhart drückte sich zur Seite. »Das sehe ich mir nicht noch einmal an.«

»Wie Sie wünschen«, sagte der Hauptmann, trat energisch in den Raum und zündete das Licht an. Eine Weile herrschte Stille, unterbrochen nur von dem Geräusch, das Jauns Finger verursachten, als er sich am Kopf kratzte. Dann drang Hilverts tiefe Stimme zu den beiden Männern auf dem Flur.

»Was für eine verdammte Schweinerei!«

Der Wecker läutete gerade zum sechsten Mal.

Reto Hagemann wälzte sich in die Richtung, aus der das störende Geräusch kam, und streckte den Arm aus, um es zum Schweigen zu bringen.

Dabei fiel sein Blick auf die Uhr. Zwanzig nach sieben!

Dienstag! Die Zellen! Pascal! Wie das Hämmern eines Kompressors lärmten die Gedanken durch seinen schlaftrunkenen Kopf und trieben sein Gehirn in kürzester Zeit in den Wachzustand. Verdammt! Wie hatte er das nur vergessen können! Er warf die Decke zurück, schauderte vor der plötzlichen Kälte auf seiner Haut und schlüpfte rasch in den Bademantel. Dann absolvierte er die morgendliche Toilette im Eiltempo, während der Kaffee einlief. Den Kaffee herunterstürzen, die leere Tasse in die Spüle werfen, Jacke und Mappe packen – alles in einem Atemzug. Und dann raus aus der Wohnung, das düstere, enge Treppenhaus hinab und über die Strasse dem Tram entgegen, das gerade vom Milchbuck herabkam.

Der Zehner in Richtung Bahnhof Oerlikon war wieder einmal völlig überfüllt. Reto drängte sich hinein und verharrte eingeklemmt zwischen der Tür und anderen Fahrgästen. Die morgendlichen Pendler starrten Löcher in die Luft oder waren in die Lektüre einer Gratiszeitung versunken. Nur nicht anderen Menschen in die Augen sehen, auf gar keinen Fall Kontakt herstellen, nicht am Dienstagmorgen um fünf nach halb acht, dachte Reto.

Kaum klappten am Bahnhof Oerlikon die Türen auf, quetschten und schoben sich die Pendler hinaus in die feuchte und zugige Luft des Novembermorgens. Wie ein wirrer Haufen Ameisen strömten die Menschen zum Bahnhof und dann als dunkle, anonyme Masse durch die Unterführung zu ihren Zügen. Auf dem Bahnperon noch die letzte Zigarette, ein leerer Blick auf die Geleise, bevor der Zug einfuhr. Reto folgte mit seinen Augen den Geleisen, dorthin, wo orange gekleidete Arbeiter mit den Vorarbeiten

für einen neuen, gewaltigen Tunnel begonnen hatten, der dereinst Oerlikon mit einem ebenfalls neuen unterirdischen Durchgangsbahnhof in Zürich verbinden und damit das schwer überforderte Herz des lokalen Eisenbahnverkehrs entlasten sollte.

Reto trat von einem Bein auf das andere. Der böige Westwind wirbelte den Abfall auf den Geleisen umher und drang durch seine alte Jacke, die er längst schon hätte ersetzen sollen. Aber eben, das liebe Geld. Er sah auf die Uhr. Noch eine Minute. Endlich tauchte die S-Bahn zwischen den Arbeitern auf, kurze Zeit später ergoss sich ein Heer von Pendlern auf den Bahnsteig, während gleichzeitig ein zweites kleineres Heer den Zug stürmte. Reto setzte sich wortlos zu einem älteren Herrn und nahm sich eine der drei Zeitungen, die auf dem Sitz lagen, blätterte sie gedankenverloren durch, ohne etwas wahrzunehmen. Ein weiterer Krisengipfel im Nahen Osten, eine Randnotiz. Ein überfallener Kiosk am Bürkliplatz, gross aufgemacht, inklusive Foto der alternden Verkäuferin. Die Prioritäten einer fast lächerlich heilen Welt.

Die Fahrt von Oerlikon nach Schwerzenbach dauerte nur gut zehn Minuten, der Fussweg vom Bahnhof zum Institut weitere zwei. Es war genau fünf Minuten nach acht, als Reto seine Magnetkarte in die Glastür des Instituts für Verhaltensneurobiologie steckte und den weitläufigen Gebäudekomplex betrat. Neben der Forschungsgruppe, in der Reto arbeitete, waren in diesem Gebäude noch eine weitere Gruppe der ETH und eine grosse Gruppe der Universität Zürich untergebracht. Selbst wenn viele darüber klagten, so weit ab vom Schuss zu sein, fühlte Reto sich hier sehr wohl. Sie hatten so viel Platz wie kaum eine der anderen Gruppen, die in den engen Altbauten im Zentrum untergebracht waren. Ausserdem hatte man hier draussen seine Ruhe.

Entschlossen ging Reto durch den von Neonröhren beleuchteten Flur und grüsste die Tierpflegerin, die frühmorgens die Labormäuse in frische, saubere Käfige steckte. Das Labor war dunkel und verlassen, offensichtlich hatte Pascal, der zweite Doktorand, der in diesem Labor arbeitete, dieselbe Mühe gehabt, aus den Federn zu kommen. Dabei hatten sie vereinbart, heute früh anzufangen, weil sie bis zum Abend die zwei neuen Viren aufgereinigt haben wollten. Gleich als Erstes holte Reto deshalb den Rotorkopf der Ultrazentrifuge aus dem Schrank. Die Zentrifuge war seit Jahren nicht mehr benutzt worden, darum zickte sie manchmal ein bisschen herum. Das Kühlaggregat arbeitete nicht mehr einwandfrei, daher war es ganz gut, das Gerät schon jetzt anzuschalten, damit es vorkühlen konnte. Mit dem schweren Rotor auf dem Arm begab sich Reto zu dem kleinen Raum, in dem die Ultrazentrifuge stand. Der Raum roch schwach nach Öl, denn die Maschine war so vorsintflutlich, dass sie noch mit einem Ölantrieb ausgestattet war. Reto drehte das Kühlwasser auf und startete die Zentrifuge. Ein Schwall schmierig stinkender Luft strömte aus, als die Kühlung ansprang. Er öffnete den Deckel und stellte den Rotor vorsichtig auf die vorstehende Antriebswelle, vergewisserte sich, dass nichts darin war, und schraubte den Deckel des Rotors fest. Dann liess er den Deckel der Zentrifuge zuschnappen und ging zurück ins Labor. Zeit, sich um die Zellen zu kümmern.

Das Zellkulturlabor grenzte an ein normales Labor und war im Unterschied zu diesem nach den Standards der Biosicherheitsstufe II zertifiziert. Nur befugte Personen hatten Zutritt. Zumindest in der Theorie. In der Praxis war die Tür zum Labor zwar abgeschlossen, doch der Schlüssel lag in einer Schublade gleich daneben. Biosicherheit Level II, kurz BSL II, bedeutete aber auch, dass nichts Gemeingefährliches in diesem Raum gemacht werden

durfte. Einige der Viren, mit denen sie hier arbeiteten, waren nach BSL II eingestuft, doch das war mehr ein politischer als eine wissenschaftliche Entscheidung, denn andere, mehr oder weniger identische Viren waren nach BSL I klassifiziert und durften deshalb ganz normal durch den Flur getragen werden. Tatsächlich war das Labor weniger eine Sicherheits- als eine Reinheitseinrichtung, denn die Zellkulturen waren gegenüber Kontaminationen jeder Art äusserst empfindlich, und hier drin konnte eine viel grössere Sauberkeit gewährleistet werden als im normalen Labor, wo Hinz und Kunz ins Regiebuch pfuschen und alles verschmutzen konnten.

Reto schloss die Tür auf und drehte das Licht an. In dem engen Raum flammten zwei Neonröhren auf. Das Zellkulturlabor war bis auf den letzten Quadratzentimeter vollgestopft, lediglich ein schmaler Schlauch in der Mitte war frei geblieben. Reto öffnete die Tür des Inkubators, in dem Zellen bei genau reguliertem Feuchtigkeits- und CO<sub>2</sub>-Gehalt bei exakt 37°C gehalten wurden. Ein erster Kontrollblick liess ihn aufatmen: das Medium war nicht verfärbt, wahrscheinlich keine Kontamination durch Pilze oder Bakterien. So weit, so gut. Jetzt kam es nur noch darauf an, dass die Zellen auch brav Viren produziert hatten. Reto schaltete die UV-Lampe des Lichtmikroskops gleich neben dem Inkubator an, zog sich Latex-Handschuhe über, wusch sie mit Desinfektionsmittel ab und nahm eine der Zellkulturplatten aus dem Inkubator.

Unter dem Lichtmikroskop zeigte sich die Struktur der Krebszellen, die während der letzten zwei Tage rasch gewachsen waren und den ganzen Plattenboden, an dem sie hafteten, bedeckten. Die Zellen waren klein und rund, etwas eingeeengt, weil sie so dicht gewachsen waren, aber völlig frei von Kontamination. Ein gutes Zeichen. Reto schaltete auf UV-Licht um - und dann folgte die grosse Enttäuschung. Nur zwei, drei schwach grün leuchtende

Zellen waren zu sehen, sonst gähnende Leere. Eigentlich hätte fast jede einzelne Zelle unter UV grell grün leuchten und damit anzeigen sollen, dass sie genug DNA bekommen hatte, um massenweise Viren zu produzieren. Doch das war nicht der Fall. Mit dem, was diese paar wenigen Zellen fertiggebracht hatten, liess sich nichts anfangen, es war nicht mal die Mühe wert, die Präparation aufzureinigen.

Doch vielleicht war ja nur eine einzige Platte schlecht gelaufen, das kam vor, und Reto hatte immerhin fünfzehn Platten pro Viruspräparation vorbereitet. Eine um die andere nahm er sie jetzt aus dem Inkubator. Aber das Bild war immer das gleiche. Wenige, verstreute grüne Zellen, die zwar vor Gesundheit strotzten, aber praktisch keine Viren produziert hatten. Reto fluchte und verzichtete darauf, die Platten zurück in den Inkubator zu stellen. Er würde sowieso alles entsorgen müssen. Wieder ein ganzes Prep für die Katz, bereits das fünfte in Serie. Irgendwo war da ein Wurm drin, und dieser Wurm kam ihn teuer zu stehen. Nicht nur er brauchte diese Viren für seine Doktorarbeit, sondern auch andere hingen davon ab, dass Reto zuverlässig Viren herstellen konnte. Ohne diese Viren blieben sehr viele wichtige Experimente einfach stecken. Ganz abgesehen davon waren die verwendeten Materialien allesamt teuer: die Platten, das Nährmedium, die DNA.

Missmutig stellte Reto die Platten in die Sterilbank, um das Nährmedium abzusaugen. Die Platten mit den Zellen steckte er in einen verschliessbaren Abfallbehälter. Die Laborantin, die ebenfalls hier arbeitete, würde das Ganze nachher autoklavieren und jedes Leben darin abtöten, bevor es in den Müll gelangte. Als er fertig war, saugte Reto noch Desinfektionsmittel durch das Pumpsystem und wischte alle Oberflächen in der Sterilbank damit ab. Es gab Orte, an denen man schlampig sein konnte, ohne Schaden anzurichten, aber es gab auch Orte, an denen man sauber

und übergenu sein musste, und das Zellkulturlabor war einer davon.

Die Entsorgung seines mit Mühe vorbereiteten Virenpreps hatte über eine Stunde gedauert. Es war schon weit nach neun, als Reto das Zellkulturlabor verliess und die Tür wieder verschloss. Pascal war noch immer nicht da. Reto war nicht erstaunt, aber jetzt war es ja auch kein Problem mehr. Der Misserfolg mit den Viren begann erst so richtig an ihm zu nagen, als er durch den Flur nach vorne ging, um die Ultrazentrifuge wieder in ihren Dornröschenschlaf zu schicken.

Der Raum war düster, muffig und bis in den letzten Winkel vollstopft mit Dingen, die Hilvert als Gerümpel einstuftete, während andere Menschen offenbar bereit waren, dafür ein Vermögen hinzublättern. Warum jemand Geld für eine uralte Uhr ohne Gewähr auf Genauigkeit und ohne Datumsanzeige ausgab, wenn man doch für einen Bruchteil des Geldes eine nagelneue Funkuhr haben konnte, entzog sich Hilverts Verständnis. Ebenso wenig begriff er, weshalb ein bretthartes, unbequemes Sofa allein deshalb wundervoll sein sollte, weil es zu Zeiten von Louis Philippe I. hergestellt worden war.

Doch Hilvert war nicht da, um über Antiquitäten zu urteilen. Dazu war er viel zu sehr ein Banause und wusste er viel zu genau um diese Tatsache. Nein, Hilvert war gerufen worden, weil es in diesem Raum noch etwas anderes gab. Einen jungen Mann nämlich, der auf dem Boden lag, als wäre er eines dieser alten, nicht funktionierenden Relikte, die hier gelagert wurden. Ein Relikt, das per Zufall aus dem Gestell gefallen war. Überhaupt gab es so einiges, das nicht mehr dort war, wo es sein sollte. Auf dem Boden lag ein wirres Durcheinander von zerbrochenen Ton- und Glasgefässen, Holzfiguren und anderen Kostbarkeiten, und mitten drin eine altertümliche,

arg ramponierte Schreibmaschine. Hinten an der Wand war ein ganzes Regal umgekippt worden. Für Reinhart blieb wohl nur die Hoffnung, dass er gut versichert war.

Hilvert blinzelte und glotzte auf den leblosen Körper. Das Licht in dem düsteren Kellerloch war viel zu schwach, und die Regale warfen riesige, dunkle Schatten. Es bestand zwar kein Zweifel daran, dass der Herr am Boden keine erste Hilfe mehr benötigte, doch Hilvert sah zu wenig, um sich ein exaktes Bild machen zu können. Und auch wenn es im Lehrbuch so schön hiess, man dürfe an einem Tatort nichts verändern, so entschied Hilvert nun doch, eine Schachtel umzuplatzieren, damit er besser sehen konnte. Regeln und Vorschriften waren sowieso nur für Kleingeister, wahre Grösse kam um sie herum.

Die wahre Grösse machte also zwei tastende Schritte ins Dunkel, und just in dem Moment, in dem Hilvert die Schachtel in den Armen hielt, um sie eine Etage tiefer zu stellen, stiess er mit seinem linken Fuss gegen etwas Hartes, das aus der untersten Regalreihe in den Raum hinausragte. Der Hauptmann wankte, verlor um ein Haar das Gleichgewicht, fing sich aber gerade noch auf. Allerdings machte er dabei einen hektischen Schritt zur Seite und trat prompt auf etwas Weiches, das ein widerlich schmatzendes Geräusch von sich gab. Vorsichtig hob Hilvert den Fuss. Darunter befand sich ein dunkler Fleck, den er nunmehr als plattgedrückte Hirnmasse identifizieren konnte.

»Scheisse«, murmelte der Hauptmann und dachte mit Wehmut an seine Wildlederstiefel, die er eben erst an der Bahnhofstrasse gekauft hatte. Für viel teures Geld. Er drehte sich um und ging mit behutsamen Schritten zurück auf den Korridor. Reinhart und Jaun standen schweigend vor der Tür. Hilvert war sich sicher, dass beide den blutigen Fleck bemerkten, den sein Stiefel auf dem hellen Fussboden hinterliess. Keiner sagte ein Wort.

»Rufen Sie die Spurensicherung«, gebot der Hauptmann mit ausgestrecktem Finger. »Den Arzt, den Leichenwagen, das ganze Programm. Und lassen Sie das Gelände absperren.«

Er zwinkerte Reinhart aufmunternd zu. »So, jetzt gibt's hier mal richtig Action. Ist doch besser, als immer nur alte Zigarrenetuis zu verticken, oder?«

»Du weisst also auch nicht, wo Pascal ist.« Tilman ›Til‹ Essler, der direkte Betreuer von Retos Doktorarbeit, runzelte die Stirn. »Hast du ihn angerufen?«

»Mehrere Male, auf dem Festnetz und dem Handy. Aber er antwortet nicht.«

»Hm. Mail?«

»Auch hier keine Antwort.«

Essler seufzte. »Nun, es ist ja nicht das erste Mal. Wahrscheinlich hat er wieder mal über die Stränge geschlagen gestern Abend.«

»Das glaube ich nicht. Er hat mir gestern Nachmittag noch eine SMS geschickt und mich daran erinnert, dass ich um acht hier sein sollte. Weil ihm die Viren so wichtig sind.«

»Die Viren. Hat das jetzt endlich geklappt?«

»Nein. Schon wieder nichts.«

»Was? Wieder nichts?«

»Gar nichts. Nada.«

»Scheisse, verdammt.« Essler schloss die Augen, dachte nach.

»Hast du die Zellen noch?«

»Nein. Ich hab alle weggeschmissen.«

»Wie haben sie ausgesehen?«

»Och, den Zellen ging es blendend. Aber sie fluoreszierten nicht.«

»Hast du Partikel\* gesehen?«

»Nein. Die ganze Platte war komplett überwachsen, da war nichts mehr zu sehen.«

Essler rieb sich die Stirn. »Das ist jetzt schon das fünfte Mal. Wir müssen das in den Griff bekommen, Reto. Wenn das nicht funktioniert, geht hier gar nichts mehr.«

»Ich weiss.«

»Und du bist sicher, dass du alles richtig gemacht hast? Ganz sicher?«

»Ja. Ich habe dein Protokoll verwendet. Hab alles genau so gemacht, wie du es beschrieben hast.«

»Und die Puffer? Sind die in Ordnung?«

»Ich hab eigens zwei neue Flaschen angebrochen.«

»Ich glaube sowieso nicht, dass es die Puffer sind. Ich habe sie selbst hergestellt und abgefüllt. Und bis vor kurzem haben sie ja auch noch funktioniert. Das ist nicht logisch.«

»Vielleicht doch der CO<sub>2</sub>-Gehalt im Inkubator? Der war vorher tiefer. Wir haben ihn doch extra raufgefahren wegen dieser neuen Zellen.«

»Ich weiss. Aber den Zellen geht es gut. Ausserdem habe ich nach der Umstellung noch Virus hergestellt, und es lief unglaublich gut. Sogar besser als üblich.«

»Bist du sicher, dass es nach der Umstellung war?«

»Ja. Aber ich sehe sicherheitshalber mal nach.« Essler öffnete die elektronische Version seines Laborjournals, wo er alles eintrug, was er tat. Er hatte auch seine Doktoranden dazu verdonnert, eines zu führen.

»Hier steht es. Die Umstellung erfolgte am 14. September. Die Viren habe ich zwei Wochen später hergestellt.«

»Aber was könnte dann das Problem sein?«

»Keine Ahnung. Vielleicht das Serum im Medium. Es ist bekannt, dass es einen Einfluss hat. Und wir haben neue Flaschen angebraucht.«

»Und was könnten wir in diesem Fall tun?«

»Wir müssen jetzt systematisch vorgehen. Mach mal neue Puffer. Und teste dann die alten und die neuen auf kleinen Platten. Ohne Zellen vorerst. Einfach mal schauen, ob es Partikel gibt.«

»Gut. Das kann ich noch heute machen.«

»Schreib mir eine SMS, wenn du die Resultate hast. Ich bin am Nachmittag weg. Vorlesung.«

»Gut. Und wegen Pascal? Was machen wir mit ihm?«

»Nichts. Wir warten, bis er wieder auftaucht.«

»Ich mache mir aber Sorgen. So unzuverlässig ist er sonst nicht.«

»Dann ruf seine Eltern an. Die wissen vielleicht mehr. Womöglich ist er krank. Wenn die auch nichts wissen, sehen wir weiter.«

Reto nickte und verliess Esslers Büro. Dass es ihnen offensichtlich nicht mehr gelang, Viren herzustellen, bereitete ihm ernsthafte Sorgen, schliesslich hing davon das Gelingen seines Projekts ab. Noch mehr Sorgen bereitete ihm aber die Tatsache, dass Pascal wie vom Boden verschluckt war.

\* Für die Herstellung von Viren müssen die zur Produktion verwendeten Krebszellen mit der genetischen Information versorgt werden, die sie zur Produktion der Viren benötigen. Das geschieht, indem man Plasmid-DNA mit den entsprechenden Sequenzen zu den Zellkulturen gibt. In der gängigsten Methode werden zwei Lösungen mit der DNA gemischt, worauf sich in der Lösung kleine Partikel bilden, an der die DNA aufgrund elektrostatischer Wechselwirkungen haftet. Gibt man diese Lösung zur Zellkultur, nehmen die Krebszellen die Partikel inklusive DNA auf und erhalten so die Information, die sie benötigen. Diesen Prozess nennt man Transfektion. Das Vorhandensein solcher Partikel kann unter dem Mikroskop überprüft werden und ist ein relativ sicherer Gradmesser für die Effizienz der gesamten Transfektion.

## 2

»Fassen wir mal zusammen«, sagte Hilvert, und meinte damit, dass Jaun ihm einen Überblick über die Untersuchung des Tatorts verschaffen sollte. Das war definitiv der Job eines Assistenten. Er, Hilvert, war viel zu beschäftigt, um immer alles im Kopf behalten zu können. Ganz zu schweigen davon, dass er kaum zum Arbeiten kam. Dafür war das Fussvolk da. Um in aller Ruhe die bisher ermittelten Fakten zu ordnen, hatten sich der Hauptmann und sein Assistent in eines der Büros im Erdgeschoss des Schlieremer Geschäftshauses zurückgezogen. Und weil Jaun in Hilverts Augen nicht selbstständig denken konnte – dafür wiederum war der Hauptmann persönlich verantwortlich –, gab er seinem Assistenten auch gleich die Stichworte vor, über die er informiert werden wollte.

»Die Leiche«, sagte Hilvert. »Was wissen wir von der?«

Jaun sah seinen Chef mit einem Ausdruck an, den Hilvert nicht deuten konnte.

»Den Namen wissen wir von der, zum Beispiel.«

»Was! Und das sagen Sie mir erst jetzt?«

»Ich kam vorhin mal vorbei, um es Ihnen zu sagen, aber Sie waren die ganze Zeit am Telefon.«

»Dienstgespräche, Jaun, Dienstgespräche. Die Koordination einer solchen Ermittlung kommt nicht von ungefähr.«

Jaun wartete mit seiner Antwort gerade lange genug, um Hilvert spüren zu lassen, dass er genauestens über den Inhalt dieser Gespräche Bescheid wusste. »Der Tote im Keller ist Martin Wolf. Schweizer. Student an der ETH Zürich. Sein Portemonnaie mit allen Ausweisen war in der Innentasche seiner Jacke. Ich habe bereits einen

vorläufigen kurzen Lebenslauf zusammengestellt. Wollen Sie den?»

Hilvert winkte ab. »Weiter!«

»Ich habe die Eltern angerufen und ihnen ein paar Fragen gestellt. Kam aber nichts Wesentliches dabei raus. Wolf wohnte seit fünf Jahren in Zürich, in einer WG. Die Eltern haben vor zwei Wochen das letzte Mal mit ihm Kontakt gehabt, er habe angerufen. Die WG wird momentan untersucht, aber wie ich gehört habe, gibt sie nicht viel her.«

»Weiter!«

»Der Gerichtspathologe sagt, dass Martin Wolf irgendwann am späten Abend gestorben ist. Vielleicht um elf, möglicherweise aber auch etwas früher. Er wurde erschlagen. Mit diesem vorsintflutlichen Schüreisen, das weiter hinten im Raum lag.«

»Das habe ich gesehen, Jaun. Was noch?«

»Ausser Reinharts Lager befindet sich in diesem Gebäude noch eine Firma, die im Medizinalbereich tätig ist. Ein Startup mit elf Mitarbeitern, erst seit fünf Jahren am Markt. Die haben den grössten Teil des Gebäudes gemietet: die Büros hier und die grosse Halle, durch die wir gekommen sind. Dort befinden sich die Produktionsräume und ein kleines Lager für die Rohmaterialien und die fertigen Produkte. Ausserdem haben hier mehrere Kleingewerbler und Privatpersonen einzelne Räume gemietet, die alle im Keller liegen und etwa so aussehen wie Reinharts Lager. Wollen Sie eine Liste aller Personen, die sich gestern in dem Gebäude aufgehalten haben?«

»Nein. Überprüfen Sie alle und geben Sie mir eine Liste jener Personen, die kein Alibi haben. Sie schaffen das schon.«

»Ja, Chef, wird gemacht.« Jaun schrieb.

Hilvert kratzte sich am Kopf. »Gab es einen Kampf, oder wurde das Opfer überrascht? Was meinen die Leute von der KTU?«

»Die hüllen sich noch in Schweigen. Sind immer noch dabei, die Spuren zu sichern. Ah ja, der Pathologe sagt, der Täter habe viel Kraft aufgewendet. Er habe so stark zugeschlagen, dass Wolfs Schädel aufgeplatzt ist. Ein erheblicher Teil der Hirnmasse sei am Boden gelegen und jemand sei ...«

»Ich weiss«, fuhr Hilvert barsch dazwischen, »so wie alle anderen hier mittlerweile auch. Können wir das jetzt beiseite lassen?«

Jaun grinste und gab sich nicht mal Mühe, es zu verbergen.

»Aber natürlich, Chef.«

»Und wie kam dieser Wolf überhaupt ins Gebäude? Der hatte hier doch nichts verloren.«

»Offensichtlich Einbruch. Das Gebäude ist nicht besonders gut gesichert, eine Hintertür wurde aufgebrochen.«

»Merkwürdig. Was der hier wohl wollte? Bei all diesem alten Krempel!« Hilvert schüttelte den Kopf. »Sagen Sie mal, Jaun, wie spät ist es eigentlich?«

»Kurz vor halb zwei.«

»Deshalb knurrt mein Magen so! Ich bin am Verhungern! Haben Sie schon gegessen?«

»Nein, ich bin noch nicht dazu gekommen. Ich habe mir aber ein Sandwich ...«

Hilvert war grosszügig. »Ich überlasse Ihnen die Hälfte«, sagte er.

»Ja, Chef«, sagte Jaun und gab Hilvert das Sandwich. Er bekam einen Drittel wieder zurück.

»Sind Wolfs Kleider auch schon durchsucht worden?« Hilvert kaute, ein Stück Ei fiel aus seinem Mund auf den

Tisch.

»Ja.« Auch Jaun hatte sich über das Sandwich hergemacht, denn er musste schneller fertig sein als Hilvert, wollte er nicht noch mehr Verluste erleiden. »Wir haben aber nichts gefunden.«

»Ich rede nicht von uns! Jemand anders. Der Täter!«

»Das weiss ich nicht.«

»Dann gehen Sie dem nach, bitte. Wir können nicht bis Weihnachten auf Ergebnisse warten.« Hilvert versenkte den letzten Rest des Sandwiches in seinem Schlund. Zum Glück hatte auch Jaun gerade sein Stück fertig gegessen. Unentschieden im Wettfressen mit Hilvert, das war doch schon mal was.

»Und nehmen Sie diesen Reinhart etwas genauer unter die Lupe.« Hilvert stützte sich auf den Tisch und wuchtete sich hoch. »Gehen wir.«

Jaun hob die Hand. »Wollen Sie nicht noch wissen, was ...«

»Schluss, Jaun, aus! Das reicht für heute. Wir gehen.« Hilvert riss die Tür auf und ging zwischen den Regalen hindurch in Richtung Ausgang. Er drehte sich nicht um, während er weiterredete.

»Ich muss Sie leider alleine lassen. Ein Vermisster an einem Institut der ETH in Schwerzenbach. Ich werde die Angelegenheit persönlich erledigen, damit Sie die Tatortermittlungen ungestört abschliessen können.«

Jaun nickte, denn Widerspruch war zwecklos. »Ich kann Sie ja auf Ihrem Mobiltelefon erreichen, oder?«

Der Hauptmann hielt mitten im Schritt inne und drehte sich zu Jaun um. Seine hervorquellende Wampe zeichnete sich vor dem Fenster im Hintergrund ungünstig ab. »Natürlich, Jaun. Ich bin sozusagen rund um die Uhr im Dienst.« Hilvert zwinkerte spitzbübisch. Dabei fielen ihm ein paar kleine Splitter auf, die neben einem Regal auf dem Boden lagen. Er zeigte mit dem Finger darauf.

»Und was ist das da, Jaun? Hat die Spurensicherung wieder mal geschlampt?«

Jaun hob die Schultern. »Keine Ahnung, Chef. Sieht nach Plastik aus, wahrscheinlich Abfall. Aber diese Räume gehören ja nicht Reinhart.«

Der Hauptmann seufzte wie eine Operndiva und bückte sich mühsam. Jaun war sicher, dass das Ächzen und Knarren von Hilverts Gürtel in der ganzen Halle zu hören war. Dann richtete sich der Hauptmann wieder auf, in seinen Wurstfingern ein Stück Plastik.

»Ein Aufnahmegerät«, konstatierte er, »das war einmal ein Aufnahmegerät.« Er schüttelte theatralisch den Kopf. »Unglaublich. Wenn ich hier nicht alles selbst in die Hand nehme, wird gefuscht. Holen Sie sofort die Spurensicherung hierher. Sie werden sehen, mein Lieber, diese Splitter werden für den Fall noch von grosser Bedeutung sein!« Und damit liess der Hauptmann seinen sprachlosen Assistenten alleine.

Den Kopf voller Gedanken, verliess Til Essler das Institut, um zu seiner Vorlesung in die Stadt zu fahren. Die missglückte Virenherstellung lag ihm auf dem Magen, und noch mehr störte ihn, dass er den Grund für die Fehlschläge nicht kannte. Denn Viren herzustellen war nichts Kompliziertes. Dafür gab es seit Jahren Standardprotokolle. Die Aufreinigung war heikler, auf diesem Gebiet wurden auch immer wieder neue Erkenntnisse publiziert. Aber die Produktion als solche lief seit den 1960-ern genau gleich ab. Und die 1960-er, die zählten in der Molekularbiologie zur prähistorischen Zeit, irgendwo zwischen Pangäa und den Dinosauriern.

Doch jetzt klappte es plötzlich nicht mehr. Reto vermutete seit einiger Zeit, dass es am CO<sub>2</sub>-Gehalt liege. Doch obwohl Essler wusste, dass dieser Faktor eine gewisse Rolle spielte, glaubte er nicht, dass ein

Unterschied von drei Prozent Kohlendioxid einen solchen Misserfolg verursachen konnte. Er selbst hatte einmal Viren bei acht Prozent CO<sub>2</sub>-Gehalt hergestellt, und was einmal geklappt hatte, liess sich sicher wiederholen. So nagte seit einiger Zeit eine ganz andere Sorge an Essler. Was, wenn es nicht etwas war, das die Produktion störte, sondern jemand?

Sabotage in der Forschung war ein Tabuthema, denn nach offizieller Diktion arbeitete ja die vereinte Wissenschaftlergemeinschaft in corpore daran, neue Erkenntnisse zu gewinnen, um die Menschheit voranzubringen. Doch Essler wusste, dass es anders war. Ganz anders. In seinem Gastjahr in den USA hatte er erlebt, dass Studenten aus Büchern in der Bibliothek wichtige Seiten herausrissen, um sich einen Vorteil für die Prüfungen zu verschaffen. Naiv, wie er gewesen war, hatte er geglaubt, dass ihm dies sicher nie passieren würde. Die folgenden Jahre hatten für ihn jedoch einige harte Lektionen bereitgehalten. Zwei Jahre hatte Essler in eine Arbeit investiert, und als er die Resultate publizieren wollte, hatte einer der Reviewer die Arbeit zurückgewiesen mit der Begründung, es fehle noch ein wichtiges Experiment. Essler hatte dieses Experiment nachgeholt, doch in dem halben Jahr, das er dafür brauchte, hatte der besagte Reviewer exakt die gleiche Studie in einem Journal veröffentlicht.

Essler und alle anderen Beteiligten hatten geflucht, doch geholfen hatte es nichts. Denn der hinterhältige Reviewer war ein angesehener Forscher und hatte in vielen Wissenschaftsredaktionen einen beträchtlichen Einfluss. So legte man sich besser nicht mit ihm an. Ausserdem hatte er auch schlicht mehr Geld und Personal zur Verfügung gehabt und deshalb Esslers Studie deutlich umfangreicher und schneller durchführen können. Doch die Idee, das Herz dieser Studie, hatte man Essler geklaut. Seine Studie war